

Corso Umberto – Überquerungen

Ich lebe in Neapel in der Via Benvenuto Cellini, einer Quergasse zum Corso Umberto I. Diese Gasse befindet sich im so genannten Borgo degli Orefici, dem Goldschmied-, Uhrmacher- und heutzutage Juwelierviertel, dessen Ursprünge ins von Zünften und streng getrennt lebenden gesellschaftlichen Ständen beherrschte Mittelalter zurückreichen. Das Viertel ist zwischen dem Hafen und dem eigentlichen Stadtkern, dem auf den antiken (griechisch-römischen) Stadtresten ruhenden Centro Storico eingezwängt. Wenn ich, was selten vorkommt, durch die engen Gassen meines „Grätzels“ gehe, bin ich immer wieder erstaunt, wie vieler Schmuckgeschäfte eine Stadt wie Neapel bedarf. Dasselbe gilt übrigens für alle Arten des hier noch vorindustriell organisierten Handwerks, die Fabrikation und Restauration von Möbeln, das Fertigen von Schildern, Stempeln, Schlüsseln und anderen Metallwaren, usw., was der Stadt einen grotesk-geschäftigen Eindruck verleiht.

Um das Zentrum, das auch meine Arbeitsstätten beherbergt, zu erreichen, muss ich allmorgendlich das Abenteuer auf mich nehmen, den vielbefahrenen, vierspurigen Corso zu überqueren. Es handelt sich dabei um eine der „Hauptverkehrsadern“ der Stadt, die topologisch, infrastrukturell, politisch oder ökonomisch wichtige Plätze miteinander verbinden. Aufgabe des Corso Umberto ist es zum Beispiel, den Verkehrsfluss zwischen der im diesbezüglichen Chaos untergehenden und durch eine Riesenbaustelle entstellten Piazza Garibaldi, an deren Stirnseite sich der Hauptbahnhof befindet, und der Gegend um die Piazza Bovio (auch Piazza Borsa genannt), wo zwei große Banken und die Wirtschaftskammer ihren Sitz haben, in halbwegs geregelte Bahnen zu lenken.

„Verkehrsader“ ist im Übrigen ein mit Vorsicht zu verwendender Begriff, weil er zunächst nahe legt, es handle sich bei den damit bezeichneten Straßen um Anlagen, die städtisches Leben ermöglichen, den Austausch von Personen, Gütern, Dienstleistungen und Zeichen (man denke an die Auslagen, Werbetafeln, Leuchtschrift, Musik über Lautsprecher, Plakate, die Veranstaltungen ankündigen usw.) fördern und beschleunigen. Allerdings werden solche Orte oft auch wider Willen zu Theatern des Ausschlusses, der Verunmöglichung eines Lebens in Würde, das der sozialen Anerkennung sicher sein kann. Neben einer Unzahl von Modegeschäften, die dazu beitragen, dass vor lauter Einkaufswütigen auf den Gehsteigen manchmal kein Fortkommen mehr ist, sieht man viele bettelnde Menschen, Frauen mit ganz kleinen Kindern vor allem. Auf dem Corso wird – wie auf anderen Geschäftsstraßen der Stadt – ein Teil des Schwarzmarkthandels abgewickelt. Man kann Raubkopien von CDs und DVDs bei Händlern erstehen, die ihre Einkünfte mangels Firmenanschrift sicher nicht beim Finanzamt deklarieren, und man kann perfekte Fälschungen von Damenhandtaschen aller wichtigen Marken bei jungen Männern aus Afrika kaufen, die dieser Arbeit nachgehen, weil ihnen die wichtigste Voraussetzung zu einer regulären Beschäftigung fehlt: die Aufenthaltserlaubnis. Die Fälschungen werden oft im Umland von Neapel hergestellt, über die Arbeitsbedingungen und die Entlohnungen der in diesen Manufakturen arbeitenden Menschen sollte man sich keine Illusionen machen. Abgesehen von der Offenheit, mit der legale und nicht legale Lebens- und Geschäfts- und Verkehrsformen im öffentlichen Raum ineinander fließen und sich durchmischen, führen die vorhandenen sozialen Unterschiede dazu, dass es einen steten Übergang von Formen der Mikrogewalt zu ernsthaften Verbrechen gibt. Man lernt also mit dem Umstand zu leben, dass man öfters Zeuge von Prügeleien wird, dass Jugendliche den ohnehin recht- und deshalb wehrlosen Straßenverkäufern aus purer Bosheit Sachen wegnehmen und davonlaufen, dass andere Jugendliche auf dem Moped fahrend Fußgängerinnen an den Haaren oder an der Kleidung reißen. Schlimmer wird es schon, wenn Menschen selbst zu Boden gerissen werden, weil ihnen Rucksäcke geraubt werden sollen. Ein Freund von mir wurde eines Abends vor meinen Augen mehrere Meter von einem Auto hinterher geschleift, weil einer der Insassen es gerade witzig fand, ihn ein wenig am Schal zu ziehen. Dass mein Freund dabei hätte ersticken können, nahm der Witzbold offensichtlich in Kauf.

Das Schlimmste, was in der letzten Zeit passiert ist, war – mitten auf dem Corso, allerdings auch mitten in der Nacht – ein bewaffneter Raubüberfall auf einen im Auto fahrenden Studenten. Dieser versuchte zu fliehen, worauf ihn die beiden Räuber sofort erschossen. Wohl, weil der Zorn in der Bevölkerung groß war, präsentierte die Polizei bald einen Verdächtigen, der nach einigen Wochen in der Isolationshaft eines Morgens tot aufgefunden wurde – er soll Selbstmord begangen haben, heißt es.

Aus der Vogelperspektive gesehen, stellen sich die Verkehrsadern immer auch als Narben heraus, und zwar nicht nur im wörtlichen Sinn, sondern auch hinsichtlich eines gewissen emotionalen und geistigen Abstandes, den man manchmal braucht, um sich von den angesprochenen Phänomenen nicht entmutigen zu lassen. Die Adern stellen bleibende Verletzungen der Topologie dar und vermögen ebenso gut die Trennung zu symbolisieren wie die Verbindung.

Die Bewegungsformen, die solch eine Narbe täglich beherbergt, muss man sich im Falle des Corso Umberto als kleine Kunstwerke vorstellen, als „unabsichtliche“ Happenings oder Dramolette der Aufmerksamkeit. Insofern es nämlich kaum formale Regelungen über Ampeln oder Verkehrszeichen gibt (welche sehr wohl vorhanden sind, jedoch nur eine orientierende und keine normative Funktion haben), wird für jeden Verkehrsteilnehmer jegliche von einem Anderen ausgehende Regung selbst zu einem interpretationswürdigen Zeichen. Ich habe in den wenigen Jahren meiner Teilnahme an dem diese Straße durchziehenden Verkehr Gelegenheit gehabt, meisterhaft ausgeführte Choreographien mit bis zu 7 Beteiligten anzusehen, Straßenüberquerungen bedächtigen Schrittes bei höchstem Verkehrsaufkommen. Die Geräuschkulisse zu diesen unbewussten Ereignissen ist großartig, zumal der Corso von vielen Einsatzfahrzeugen benutzt wird, die mit Folgetönen verschiedenster Art und atemberaubender Geschwindigkeit Kranke oder PolitikerInnen befördern bzw. ins Gefängnis zu befördernden Personen nachjagen. Nicht nur diese Fahrzeuge gilt es zu beachten, wenn man über die Straße will, sondern auch die Vespas und Mopeds, die ständig aus dem Nichts auftauchen, hinter Bussen hervor schießen und sich zwischen Autos durchzwängen. Meistens passiert nichts – manchmal kracht es, in diesen Fällen sind die Leidtragenden immer die MopedfahrerInnen.

Man möchte meinen, dies sei nur etwas für gesunde, kräftige FußgängerInnen. Das stimmt, allerdings ist deren Bereitschaft auch sehr groß, für ältere Damen und Herren kurz den Verkehr anzuhalten, wie auch die AutolenkerInnen sehr aufmerksam sind und ohne Maulen bremsen. Jüngst hat sich sogar einer der vielen herumstreunenden Hunde meine Körpergröße zunutze gemacht, um über die Straße zu kommen. Er schlich sich, als er mich geduldig die gerade passierende Autoschlange abwarten sah, kurz entschlossen an mich heran, nahm Blickkontakt mit mir auf und stellte sich neben mich, sodass ich begriff, worin sein Anliegen bestand. Er folgte mir mit der Disziplin eines Hundes, die auf eine langjährige Freundschaft zwischen uns beiden schließen ließ, und wich mir nicht mehr von der Seite, bis wir die andere Straßenseite erreicht hatten, wo jeder von uns seiner Wege ging.

Formular 17 – Arbeit und Soziales

Die Feststellung ist trivial: In Italien herrscht eine besonders ausgeprägte Kaffeekultur. Wenn nun der italienische Kaffee im Allgemeinen für Mittel- und Westeuropäer aufgrund seiner geschmacklichen Intensität und der Art und Weise, wie er eingenommen wird, etwas Besonderes darstellt, so hat der neapolitanische Kaffee es innerhalb der nationalen Varianten noch einmal zu einer eigenen Berühmtheit gebracht. Ich brauche wohl nicht zu betonen, was es bedeutet, wenn in Neapel eine Bar den Ruf genießt, einen der besten Kaffees zu machen.

Den besten Kaffee macht in Neapel angeblich eine Bar, die sich auf der Piazza Trieste e Trento, gegenüber der Oper befindet, und Caffè del Professore heißt. Dort wird auch ein gewisser Variantenreichtum zelebriert, man kann seinen Kaffee mit allen möglichen Zusätzen nehmen, besonders bekannt ist eine klebrig süße Brühe mit dem Namen „Caffè alla nocciola“. – Jede KaffeekonsumentIn hat natürlich ihre eigenen Präferenzen, und so würde ich, wenn man mich fragte, wo es denn in der Stadt den besten Kaffee zu trinken gebe, behaupten: Signor Antonio. Hinter diesem Namen verbirgt sich der etwa 58 Jahre alte Besitzer einer kleinen Bar in der Via Duomo 240, der mit etwa 9 Jahren zu arbeiten begonnen hat und der seit geraumer Zeit, nachdem er es geschafft hat, seinen kleinen Laden aufzumachen, mit Charme und Strenge, die er vor allem gegenüber seinen Mitarbeitern walten lässt, von morgens bis abends an der Espressomaschine steht. Signor Antonio verfügt über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, sodass man sicher sein kann, dass man als regelmäßiger Gast seinen Kaffee, ohne auch nur den Mund zu öffnen, genau nach Geschmack serviert bekommt: ohne Zucker (äußerst selten), mit wenig Zucker, normal gezuckert, mit viel Zucker, schwarz, mit Milchschaum und Kakaopulver drauf, Capuccino, corretto und so weiter und so fort. Außerdem habe ich von Signor Antonio einiges über das Neapolitanische gelernt, Redewendungen etwa. Besonders viele Komplimente tauscht Signor Antonio mit meiner Freundin Viviana aus, die ebenfalls von seinem Kaffee begeistert ist und aufgrund ihrer bezaubernden Art bei ihm einen großen Stein im Brett hat.

Das Auffällige an der Kaffeekultur Italiens ist, wie man weiß, dass die Bar keinen Ort des Aufenthalts darstellt, sondern einen des Durchgangs. Die durchschnittliche Verweildauer eines Barbesuchers würde ich auf zwei Minuten schätzen, der Espresso ist so stark und konzentriert, dass kleinste Mengen ausreichen, um den Geschmack zu entfalten. Deshalb ist die Bar auch ein dynamischer Ort, Menschen laufen aus und ein, besonders die Laufburschen, die die Büros und Geschäfte der näheren Umgebung morgens, nach der Mittagspause und abends mit Kaffee beliefern. Deshalb hat eine Bar auch überdurchschnittlich viele MitarbeiterInnen, oftmals Verwandte, die dem lohnkostengewohnten Blick eines unter den Bedingungen des Sozialstaates aufgewachsenen Mitteleuropäers sofort auffallen. Tatsächlich läuft über familiäre Bande sicherlich vieles am vertraglich fixierten Anstellungsverhältnis vorbei, und die Löhne sind entsprechend niedrig, da sie Dienstleistungen beinhalten, die unter sozialstaatlich geregelten Arbeitsverhältnissen kaum zu bezahlen wären. Der hohe Anteil an Schwarzarbeit am gesamten Wirtschaftsleben erklärt darüber hinaus den nach wie vor großen Einfluss der Camorra. Armut und Rechtlosigkeit sind die Grundlagen eines Gesellschaftsvertrags, der mit dem Wort omertà (eine Mischung aus Duldung und Verschwiegenheit allen äußeren Einflüssen gegenüber) ausgedrückt wird, und dessen wichtigstes Mittel die Erpressung ist. Die offizielle Arbeitslosenrate liegt in der Region Kampanien bei 25 %, in der Stadt selbst dürfte sie noch höher sein. Auch an diesen Zahlen wird deutlich, dass es eine Vielzahl an „informellen“ Mechanismen geben muss, die zur sozialen Kohäsion beitragen: angefangen von der Schattenökonomie über einen starken familiären Zusammenhalt (zumindest in wirtschaftlichen Fragen) bis hin zu mafiösen Strukturen, aber auch Initiativen sozialer und politischer Arbeit.

Neulich, als wir gerade bei Signor Antonio waren, betrat ein jüngerer, gut gekleideter Mann die Bar, dem Chef die Bestellung: „Einen Kaffee Formular 17“ zurufend. Auf meine Nachfrage erklärte Signor Antonio mir, dass man früher mit diesem Formular einen Antrag auf Notstandshilfe stellte. Mit anderen Worten, der junge Mann hatte einem anderen Mann, der einen einigermaßen verwahrlosten Eindruck machte, einen Kaffee spendiert. Meiner Meinung nach ist es kein Zufall, dass sich der Kaffeekonsum und die Sozialpolitik in diesem Ausdruck überlagern, und zwar aus mehreren Gründen. Erstens sollte man nie außer Acht lassen, dass wir über den Kaffeekonsum immer schon in die Ungerechtigkeiten des Welthandels verstrickt sind, dass also die offensichtliche Anspielung auf die verbreitete Armut eine relative ist, gemessen an dem Gewaltzusammenhang, dem die allermeisten KaffeeproduzentInnen in der so genannten Dritten Welt ausgesetzt sind. Am Kaffee verdienen, wie man weiß, die ZwischenhändlerInnen, die Vertriebsfirmen, die Röstereien und nicht zuletzt die

BörsenspekulantInnen, am allerwenigsten jedoch die unmittelbaren ProduzentInnen. Zweitens hat die Tasse Kaffee in Italien zumindest auf symbolische Art und Weise volkswirtschaftlichen Charakter. An ihr lassen sich nämlich besonders leicht so komplexe Zusammenhänge wie die Inflation oder die Entwicklung der Löhne ablesen. Bei Einführung des Euro stieg der Preis für eine Tasse Espresso von durchschnittlich 1200 Lire (etwa 8 Schilling 50) auf 65 Cents, mittlerweile kostet er meistens 70 Cents (1400 Lire). Das entspricht einer Preissteigerung von annähernd 15 % in zwei Jahren, was weit über der offiziellen Inflationsrate liegt. Gerade die laufenden Ausgaben für Miete, Essen usw. sind in den letzten Jahren deutlich angestiegen (Konsumentenschützer gehen von einer Inflationsrate von 5,5 % aus), während die Löhne keineswegs erhöht wurden. Drittens ist der Kaffee natürlich, um es mit Marx zu sagen, die Vergegenständlichung sozialer Praxis. Der Barbesuch geht selten allein vonstatten, man kommt von der Arbeit oder vom Essen, man unterhält sich und – man lädt ein. Der Kaffee ist sowohl zu Hause als auch im öffentlichen Raum ein einfaches Mittel, jemandem Gastfreundschaft zu erweisen. Mein Gefühl, dass dieses Getränk eine Art von Antidepressivum ist, wurde bestätigt, als ich erfuhr, dass es hier am Land üblich ist, bei Kondolenzbesuchen je eine Packung Zucker und Kaffee als Gabe mitzubringen. Viertens verweisen die „ungeschriebenen Gesetze“ der Gastfreundschaft auf soziale Hierarchien und somit auf die Verteilung von politischer und ökonomischer Macht.

Im Süden Italiens haben sich mafiöse Strukturen und staatliche Maßnahmen zur Bekämpfung von Armut und Arbeitslosigkeit immer schon einen harten Konkurrenzkampf geliefert, wenn sie sich nicht gerade miteinander arrangiert haben. Kürzlich wurde von der Region Kampanien eine Reihe von sozialen Unterstützungsmaßnahmen, die die Familien, die Schule, die Aus- und Weiterbildung betreffen, unter dem Namen *reddito di cittadinanza* verabschiedet. Dieser Begriff stammt aus den sozialen Bewegungen, er entspricht dem, was in Österreich und Deutschland unter Grundeinkommen oder Existenzgeld bekannt ist. Die Forderung der Bewegungen, dass es sich dabei um ein existenzsicherndes Einkommen handeln müsse, das von keinen Bedingungen hinsichtlich Arbeit, Ausbildung und Lebensumständen abhängig gemacht werden dürfe, spiegelt sich in den beschlossenen Maßnahmen nicht wieder. Einmal mehr äußert also der Staat, in diesem Fall repräsentiert durch die Regionalverwaltung, sein Misstrauen gegenüber den BürgerInnen, die mit dem Antrag auf dieses Existenzgeld eine Reihe von Verpflichtungen eingehen müssen. Gründe für die genaue Widmung der Gelder gibt es sicherlich genug, wenn man weiß, was mit Zuwendungen aller Art oft passiert. Allerdings hätte das Grundeinkommen, wenn es von einer starken sozialen Basis getragen wäre, sicherlich emanzipatorische Effekte. Die Frage, die sich die Politik also gefallen lassen muss, ist, ob sie diese Effekte fürchtet und es deshalb vorzieht, neue Formulare auszugeben.

Von Sprachen und Gesichtern – Übersetzungen

Unlängst habe ich an einem Seminar teilgenommen, in dessen Verlauf mehrere Lehrende, Studierende und ForscherInnen zu Problemen des Schreibens Stellung genommen haben. Ich selbst habe mit meiner Kollegin Camilla Miglio Überlegungen zur Schrift und ihrem Verhältnis zum Tod vorgestellt, zu – wie die Phänomenologie sagen würde – absoluten Phänomenen der Verschriftlichung, zum Übersetzen dessen, was nicht übersetzbar ist. Aus meiner Erfahrung als Lehrer für Deutsch als Fremdsprache berichtend, habe ich versucht, darauf hinzuweisen, dass es bei der Lektüre eines Textes immer um Techniken der Rekonstruktion geht. In den verschiedenen Übungen, die man im Sprachunterricht macht, müssen die LernerInnen Fehlendes einsetzen, Lücken schließen und so die rezeptiven und produktiven Fähigkeiten allmählich miteinander verbinden. Dabei wird klar, dass ein Text niemals abgeschlossen ist, und dass daher das Schreiben, auch als Interpretieren immer schon mit einer gewissen Offenheit zu tun hat, die aber – auch das geht aus den Erfahrungen des Fremdsprachenlernens hervor,

keineswegs willkürlich besetzt werden kann. Es geht also immer darum, herauszufinden, was wir mit der Ebene des Sinns ansteuern. Fabio Risolo, ein Kollege, der sowohl an einer Schule in einer der sozial schwierigsten Zonen Neapels unterrichtet, als auch LehramtskandidatInnen an der Uni didaktisch ausbildet, sprach bei dieser Gelegenheit über seine Versuche, das Schreiben in einem Kontext zu lehren, wo die Schriftkultur scheinbar immer mehr (oder immer schon) auf verlorenem Posten steht. Er befindet sich insofern in einer extremen Situation, als er SchülerInnen mit einer Sprache konfrontieren muss, die sie nicht ohne weiteres als die ihre (an)erkennen: mit dem Italienischen. Nicht zuletzt, um Vertrauen aufzubauen, schlüpft er im Unterricht in die Rolle des Fremdsprachenlehrers. Er hält den SchülerInnen gegenüber fest, dass es sich beim Neapolitanischen tatsächlich um eine eigene Sprache handelt, mit eigenen grammatikalischen Regeln, die von denen des Italienischen verschieden sind. Insofern nimmt er dem Sprachunterricht das Autoritär-Normative. Dies hat den Vorteil, dass er sich zwar auf die „Autorität“ eines Regelwerks beziehen kann, ohne jedoch auf Techniken der Unterwerfung, der Erniedrigung, der Disziplinierung und Kolonisierung zurückgreifen zu müssen. Im Gegenteil, er öffnet einen Verhandlungsraum zwischen zwei Codes – zwischen zwei Regelwerken.

Was das Erstellen von Texten selbst betrifft, so erzählte er uns, dass er mit der Archetypenlehre von C. G. Jung arbeite, dass er also kollektiv-unbewusste Bilder verwende (als Beispiel nannte er Dr. Jekyll und Mr. Hyde), entlang derer er mit den SchülerInnen gemeinsam textuelle Strukturen entwickle. Mir schien diese Vorgangsweise durchaus einleuchtend, und ich wünschte mir, einmal ähnlich eingängige Bilder für grammatikalische Strukturen zu finden. Bei den angesprochenen Archetypen denke ich einerseits an die rigide Syntax des Deutschen, die scheinbar unabänderlichen Gesetzmäßigkeiten folgt, während andererseits das unscheinbare, aber für den Sinn des Satzes so entscheidende „nicht“ sich überhaupt keinen allgemein gehaltenen Erklärungen beugt und – eben – wie ein psychopathischer Verrückter unberechenbar durch Haupt- und Nebensätze geistert.

Fabio hat mit dieser Methode offenbar ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Darüber hinaus führt er kleine soziolinguistische Studien durch, die darauf hindeuten, dass der neapolitanische Dialekt keineswegs vom Aussterben bedroht ist, sondern über die neuen Kommunikationsformen wie zum Beispiel SMS (auch das ist eine Form des Schreibens) transformiert wird. Unser Kollege hat zusammen mit seinen SchülerInnen eine Untersuchung der SMS-Botschaften gemacht, bei der sie einige neue Wortschöpfungen dokumentiert haben. Insgesamt ist der Variantenreichtum des neapolitanischen Dialekts, der in jedem Straßenzug ein neues Gesicht anzunehmen scheint, faszinierend, aber auch Quelle ständiger Frustration. Selbst für ItalienerInnen, die nicht in Neapel geboren wurden, ist er so gut wie unverständlich, wenn man von den etwas standardisierteren Formen der neapolitanischen Liedtradition absieht. In manchen Dörfern in der Umgebung ändert sich die Grammatik manchmal radikal im Vergleich zum Dialekt, der im Nachbardorf gesprochen wird, zum Beispiel verschwindet das Hilfsverb „sein“, sodass das Perfekt, wie im Spanischen oder im Englischen, ausschließlich mit „haben“ gebildet wird. Die Endungen, die in den romanischen Sprachen Genus und Numerus bestimmen, schleifen sich vollkommen ab und werden durch einen einheitlichen „Schwa-Laut“ ersetzt. Das ist natürlich praktisch, und entspräche in den österreichischen Dialekten etwa der Vereinheitlichung von Artikeln: „a“ (ein, eine) und „de“(die, den).

Es gibt aber nicht nur den im engeren Sinn sprachlichen Aspekt der Übersetzung. Besonders kurz nachdem ich angekommen war, machte ich die Beobachtung, dass es auch in Bezug auf die Erinnerung und deren Bezug zur Gegenwart so etwas wie Interferenzerscheinungen gibt, so als ob die Grammatik der Vergangenheit gemäß neuen Erfahrungen abgewandelt werden müsste. Ich begegnete damals vielen Gesichtern unter den StudentInnen der Universität, an der ich unterrichtete, die ich in Wien gesehen zu haben vermeinte. Auf eigenartige Weise schufen diese Gesichter damals eine Art von Vertrautheit. Das Gedächtnis, könnte man meinen, baue aus den Assoziationen, die sich aus dem Erinnerungsmaterial formen, einen „ersten“,

„vorläufigen“, „ursprünglichen“ Sinn auf. Diese Sinnbildung scheint eine Bearbeitung von „liegen gebliebenem“, oberflächlichem Material zu sein, denn wenn ich mich damals fragte, an wen mich die Gesichter dieser noch unbekanntenen Personen erinnerten, so musste ich entweder sehr lange nachdenken, oder ich konnte es einfach nicht sagen. Es schien sich also um Reste von Erinnerungen zu handeln, die sich gleichermaßen auf der Ebene der Erwartung, also auf der Ebene des Zukünftigen, mit den gegenwärtigen Eindrücken verbanden. Diese freien, nicht im engeren Sinne bedeutsamen Erinnerungsstücke können demnach auch als verbliebene, nicht eingelöste oder unbestimmte Erwartungen verstanden werden, als Kleingeld der Erfahrung, das man nicht mehr eintauschen kann.

So galt und gilt es im Sinne der Geometrie das Maß zu halten zwischen dem Bedürfnis, einmal artikulierte Wünsche einer Erfüllung zuzuführen, und der Enge, die ein zwanghaftes Festhalten am Vergangenen erzeugt. Nicht nur, dass es sich um eine Art von „Ungerechtigkeit“ gegenüber den gerade kennen gelerntenen Personen handeln würde, die einem natürlich nie das geben können, was man von ihnen zwanghaft erwartet (die Wiederholung): Darüber hinaus würde einen die Weigerung, sich auf neue Verhältnisse, auf eine neue Grammatik, einzulassen, ohne Zweifel dezentrieren. Man würde sich erst recht in seinem Gefühl, ein Fremder zu sein, bestätigt fühlen. Die Assoziation des Übriggebliebenen, einer wilden, schemenhaften Erinnerung, tut also gut daran, sich nicht der Wiederholung, dem Verharren in den alten Strukturen anheim zu stellen, den Illusionen einer glücklichen Kindheit des Gefühls. Sie darf sich den Wunsch aber auch nicht verbieten, denn sonst würde sich aus dem Gegensatz zwischen der überkommenen und der neuen Grammatik keine Spannung, kein Raum des Verhandelbaren ergeben, und die Stärke und blinde Konsequenz des Wunsches würden sich allzu schnell in Trauer und Wut oder Hass verwandeln. Man stelle sich vor, von einer Person in seinen Erwartungen enttäuscht worden zu sein. Dies hinterlässt unweigerlich eine Verletzung, die nicht nach der Berechtigung der Erwartung fragt, sondern den Affekt der Enttäuschung in Verachtung gegenüber deren äußerer Ursache verwandelt:

„Verachtung ist die Vorstellung eines Dinges, die den Geist so wenig berührt, daß der Geist durch die Gegenwart des Dinges mehr bewegt wird, sich das vorzustellen, was and dem Ding nicht ist, als was an ihm ist.“ (Spinoza, Ethik, III, Definition 5).

Die Unlust wird umso größer sein, je mehr wir von dem affiziert werden, was an dem Objekt fehlt, als einer beständigen Quelle der Unlust.

Klaus Neundlinger, Philosoph (Wien/Neapel), März 2004

„Tausch/Verweigerung/en“